



Leseprobe aus: Pressler, Ein Buch für Hanna, ISBN 978-3-407-81079-3

© 2011 Beltz Verlag, Weinheim Basel

<http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-407-81079-3>

Vor über dreißig Jahren habe ich Hanna B. kennengelernt, in einem Kibbuz im oberen Galiläa, und ab da habe ich sie fast jedes Jahr getroffen. Wir mochten uns und haben oft lange Unterhaltungen geführt. Natürlich erzählte sie mir auch viel aus ihrem Leben.

Ihr Tod im Jahr 2006 hat mich sehr getroffen, ich habe seither nicht aufgehört, an sie zu denken. Sie war eine ungewöhnliche Frau, freundlich und sanftmütig mit einem guten, mitfühlenden Herzen, sie war a mentsch, ein jiddisches Wort, das vor allem Güte und Menschlichkeit ausdrückt. Ich habe mich immer gefragt, wie sie nach allem, was sie durchstehen musste, so werden konnte, und seit ihrem Tod lässt mich diese Frage nicht mehr los.

Ich hätte gern ein Buch über Hanna geschrieben, aber dazu hätte ich, als es noch möglich war, die richtigen Fragen zu ihrer Biografie stellen müssen. Das habe ich nicht getan, dieser Plan ist erst langsam in mir gereift.

Die Hanna, von der ich in diesem Buch erzähle, ist also nicht Hanna B., auch wenn manches von dem, was sie mir erzählt hat, in diese Geschichte eingeflossen ist. Ich betrachte ein Mädchen, dem seine Jugend gestohlen wurde, und konzentriere mich dabei auf die Jahre zwischen vierzehn und zwanzig. Dabei versuche ich nicht, in die Figur hineinzukriechen, das verbietet mir die Achtung vor dieser Frau. Ich stelle die Frage: Wie kann ein Mädchen, das statt Förderung fast nur Verluste erlebt und beinahe ausgelöscht wird, später als junge Frau so kraftvoll, warmherzig

und glücksfähig sein, wie hat sie es geschafft, unter solchen Umständen a mensch zu werden? Eine allgemeingültige Antwort gibt es nicht, mein Buch kann nur Hinweise geben, die dem Leser ermöglichen, jenem Geheimnis selber nachzuspüren. Ich möchte nicht, dass die Geschichte von Hanna B., soweit ich sie kenne, unerzählt bleibt und vergessen wird. Ich konnte kein Buch über Hanna schreiben, dazu ist es zu spät, also habe ich ein Buch für Hanna geschrieben.

Mirjam Pressler, im Oktober 2010

Erstes Kapitel

Die Sonne brannte vom Himmel, als wäre Hochsommer, dabei war es erst Anfang Mai. Der Schweiß lief Hannelore über das Gesicht, und obwohl sie sich immer wieder mit dem Unterarm über die Stirn wischte, rannen ihr manchmal Schweißtropfen in die Augen und brannten schrecklich. Nur mit Mühe hielt sie sich davon ab, mit ihren erdverschmierten Fingern die Augen zu reiben, denn durch Reiben würde es, das wusste sie, nur noch schlimmer werden. Sie richtete sich auf und dehnte die Schultern nach hinten, spannte sie abwechselnd an und ließ sie wieder locker, um den schmerzenden Rücken zu entlasten, bevor sie sich erneut bückte, eine der durchgeschnittenen Kartoffeln aus dem Eimer nahm und in die lange, schnurgerade Furche legte, die Hella mit einer Hacke gezogen hatte.

Am Abend zuvor hatten sie am Lagerfeuer gegessen und die Kartoffeln zurechtgeschnitten. »Passt auf, dass bei jedem Stück mindestens zwei Augen bleiben«, hatte Joschka ihnen erklärt. »Wenn eine Kartoffel nur drei Augen hat, lasst ihr sie ganz. Hat sie mehr als drei, wird sie durchgeschnitten, damit ihr aus einer großen Kartoffel zwei oder drei Schnitze zum Stecken kriegt. Wir müssen sparsam sein.«

Sparsam sein, damit konnte Hannelore sich aus, Sparsamkeit bestimmte ihr Leben. »Wir müssen sparen« war wohl der Satz, den ihre Mutter am häufigsten benutzte. Helene, ihre große Schwester, hatte einmal gesagt, früher, als ihr Vater

noch lebte, sei alles anders gewesen, aber daran konnte Hannelore sich nicht erinnern. Sie wusste nur, wer heute nicht spart, kann morgen schon verhungern, und jeder Pfennig, den man ohne Not ausgibt, pflastert den Weg ins Verderben. Ihre Mutter passte auf, dass sie das nicht vergaß. Für sie war es also das Selbstverständlichste von der Welt, dass man sparsam sein musste, aber woher wusste es Joschka, der in Leipzig in dem feinen Waldstraßenviertel wohnte und offensichtlich alles bekam, was er wollte? Joschka, der ihr letzte Woche sogar eine Tafel Schokolade geschenkt hatte, als ihm aufgefallen war, dass niemand an ihren Geburtstag gedacht hatte.

Es war ihr vierzehnter Geburtstag gewesen, der erste, den sie allein gefeiert hatte, ohne ihre Mutter, die ihr ein Päckchen mit einer Garnitur lachsfarbener Unterwäsche geschickt hatte. Sie hatte ihren Geburtstag verschwiegen, weil sie den anderen keine Gelegenheit bieten wollte, wieder damit anzufangen, wie jung sie doch war. Deshalb hatte sie natürlich auch keine Geschenke bekommen. Außer Joschkas Schokolade, und die hatte sie fast zum Weinen gebracht.

Hannelore bückte sich, häufelte Erde auf die Kartoffelschnitze und drückte sie fest, wie Hella es ihnen gezeigt hatte. Die Erde war sonnenwarm und bröckelig, sie fühlte sich nachgiebig an, noch weicher als Samt, zerfiel zwischen ihren Fingern und ließ sich unter den Fußsohlen zerquetschen. Wenn sie die Zehen bewegte, spürte sie, wie sich trockene, warme Sandwülste zwischen ihnen hindurchdrückten und auf ihrem Fußrücken auseinanderbrachen. Auf dem Weg vom Schlösschen zum Acker war der Riemen ihrer rechten Sandale gerissen, deshalb hatte sie die Schuhe ausgezogen und auf dem Feldweg am Rand des Ackers stehen gelassen, neben den

Körben mit den Wasserflaschen und den Broten fürs Mittagessen.

Hannelore hob das Gesicht, die Sonne flimmerte vor ihren Augen. Die Mädchen in den Reihen neben ihr waren schon ein paar Meter weiter als sie, sie musste sich beeilen, wenn sie nicht gar zu weit zurückfallen wollte. Sie zwang sich, den Schmerz in ihrem Rücken und ihre brennende Haut zu ignorieren. Sie wollte nicht wieder die Letzte sein, das kleine dumme Ding, dem man helfen musste. Dabei wusste sie, dass niemand ihr Vorwürfe machen würde. Mira und die anderen würden höchstens sagen: »Armes kleines Püppchen«, und dann ruck, zuck das erledigen, was »die Kleine« nicht hinbekommen hatte.

Hannelore legte das nächste Kartoffelstück in die Furche. Die Schalen waren von einem fahlen Graubraun, so hell wie die Erde, nur die angelaufenen Schnittflächen hoben sich von ihrer Umgebung ab. Viele Kartoffeln hatten schon getrieben, weiße Keime, gekrümmt wie dicke Maden, bei anderen waren nur rötlich umrandete, warzige Augen zu sehen, die in der Erde hoffentlich bald aufplatzen und den Keim freigeben würden. »Augen nach oben«, meinte sie Hellas strenge Stimme zu hören, und drehte schnell das Kartoffelstück so, dass die Augen nach oben schauten, zum Himmel, wenigstens einen Moment lang, bevor sie unter der Erde begraben wurden.

Die Haut in ihrem Gesicht und auf ihren Armen spannte. Bestimmt würde sie wieder einmal einen Sonnenbrand bekommen, den ersten in diesem Jahr, aber vermutlich nicht den letzten.

Bücken, ein Kartoffelstück aus dem Eimer nehmen, in die Furche legen, Erde anhäufeln, festdrücken. Den Eimer, der

zum Glück ständig leichter wurde, einen Schritt weitertragen, bücken, ein Kartoffelstück in die Furche legen, Erde anhäufeln, festdrücken. Immer die gleichen Bewegungen. Und immer diese brennende Sonne, die wie festgewachsen am Himmel hing und sich einfach nicht weiterbewegen wollte.

Mira, die schon fast am Ende ihrer Reihe angekommen war, rief ihr etwas zu, was Hannelore aber nicht verstand. Sie tat, als hätte sie ihren Namen nicht gehört, sie hatte keine Lust, mit Mira zu sprechen, jetzt nicht. Sie wollte die andere noch nicht einmal anschauen. Mira würde keinen Sonnenbrand bekommen, so braun, wie sie war, sie litt offenbar nicht unter der Hitze und schien auch nicht zu schwitzen, obwohl sie schneller arbeitete als die meisten Mädchen, jedenfalls schneller als Hannelore. Mira war ihr unheimlich, sie verstand die herablassende Freundlichkeit nicht, die sie ihr gegenüber an den Tag legte. Hannelore zog es vor, übersehen zu werden, daran war sie gewöhnt. »Ein jüdisches Kind darf nicht aufpassen«, das war der zweithäufigste Satz ihrer Mutter. Außer wenn man Mira heißt und so schön und reich ist, dachte Hannelore jetzt bitter.

Es wäre ihr nie eingefallen, Mira zu beneiden, weil sie von allen bewundert wurde. Neid macht dem Menschen nur das Herz schwer und vergiftet seine Gedanken, man muss zufrieden sein mit dem, was man hat, sagte ihre Mutter immer. Nein, Hannelore war weder neidisch auf Miras Aussehen noch auf ihre hübschen Kleider. Noch nicht mal darauf, dass Joschka ihr Bruder war, obwohl sie solch einen Bruder gern gehabt hätte.

Was sie Mira aber nicht verzeihen konnte, war, dass sie den Spitznamen »Püppchen« für sie erfunden hatte. »Was,

du bist wirklich schon vierzehn?«, hatte sie erstaunt gefragt, als Hannelore im April nach Ahrensdorf gekommen war. »Ich habe immer gedacht, du bist höchstens elf oder zwölf.« Hannelore hatte nicht gesagt, dass sie erst in ein paar Wochen vierzehn werden würde, und Mira hatte angefangen, sie »Püppchen« zu nennen, ein Name, den die anderen Mädchen sofort übernommen hatten.

Manchmal hörte es sich fast freundlich an, wenn sie »armes Püppchen« sagten, und gelegentlich brachte es Hannelore auch Vorteile, so klein und dünn zu sein, zum Beispiel wurde ihr beim Essen oft eine zusätzliche Portion zugeschoben, oder jemand beeilte sich, für sie einen Sack zu schleppen oder den großen Wäschetopf vom Herd zu heben, weil das »einfach zu schwer für die Kleine« war. Doch meistens hasste Hannelore den Namen Püppchen, er machte sie vor aller Augen so klein und mickrig, wie sie sich selbst oft fühlte. Dann war sie sich bewusst, wie dünn sie war, dass sie die Arme und Beine eines Kindes hatte und auch so flachbrüstig war wie ein Kind. Ganz anders als Mira, bei der sich die Bluse über der Brust spannte, wenn sie sich reckte, sodass man manchmal fürchten konnte, die Knöpfe würden abspringen.

Erneut hörte sie Miras Stimme. »Püppchen, schau doch, wer da kommt!«

Widerstrebend hob Hannelore den Kopf und ihr Blick folgte Miras ausgestrecktem Arm. Nun sah sie es auch, es war Joschka, der aus der Richtung der Hachschara* herübergeradelt kam. Inzwischen hatten die anderen Mädchen

* Mit einem Sternchen gekennzeichnete Wörter sind im Glossar am Ende des Buches kurz erklärt.

ihn auch bemerkt, den schönen Joschka. Der schönste Junge von Ahrensdorf, vielleicht sogar von ganz Deutschland, wie sie sich oft gegenseitig versicherten, kichernd, mit geröteten Wangen und funkelnden Augen.

Eine nach der anderen richteten sie sich nun auf und schauten ihm erwartungsvoll entgegen. Er war verschwitzt und atmete schwer, als er vor dem Kartoffelacker hielt, absprang und das Rad auf den Boden legte. Die Mädchen rann-ten zu ihm hin, umringten ihn neugierig. Er zog einen Zet- tel aus der Tasche und las die Namen von neun Mädchen vor, zu denen auch Hannelore und Mira gehörten, außerdem Rachel, die ebenfalls aus Leipzig stammte, Rosa aus Bautzen, Bella und Estherke aus Dresden und drei Mädchen aus Berlin, von denen Hannelore nur zwei dem Namen nach kannte, Eva und Elisabeth. Die dritte sah älter aus als die anderen, schon fast wie eine Frau, trotz des mädchenhaften Zopfs, den sie sich zum Arbeiten hochsteckte.

»Was ist mit uns?«, fragte Mira.

»Ihr geht auf der Stelle zurück zum Schlösschen, ich erwarte euch in meinem Büro«, sagte Joschka, und als die Mädchen wissen wollten, was los sei, fügte er schroff hinzu: »Keine Diskussion, ihr seid in spätestens einer halben Stunde bei mir.«

Er hob sein Fahrrad hoch, um zurückzufahren, da sagte Mira: »Dann nimm wenigstens Püppchen auf dem Rad mit. Schau doch, wie rot die Kleine ist. Macht jedem Krebs Konkurrenz.«

Joschka wartete, bis Hannelore ihre Sandalen geholt hatte und auf den Gepäckträger gestiegen war. Das Fahrrad schwankte auf den holprigen Feldwegen hin und her, und

Hannelore musste die Arme um Joschkas Bauch legen, um nicht hinunterzufallen. Es war ein seltsames Gefühl, das Gesicht so nah an Joschkas Rücken zu haben, dass sie durch das Hemd hindurch seine Wärme spürte. Er roch nach einer Mischung aus Seife und Schweiß und ein bisschen nach Schokolade. Als sie das Schlösschen erreicht hatten, sprang Hannelore ab und bedankte sich bei Joschka, bevor sie zur Pumpe ging, um sich zu waschen. Danach setzte sie sich in den Schatten unter einem Baum und wartete auf Mira und die anderen.

Schließlich standen sie in Joschkas Büro, einem kleinen, karg eingerichteten Raum, dessen einziger Schmuck eine große Landkarte war, die mit Reißzwecken an der Wand hinter Joschkas Schreibtisch befestigt war. Es war eine alte, kolorierte Karte von Erez Israel*, von Palästina, in die sie während des Unterrichts mit sorgfältig gemalten hebräischen Buchstaben die Namen der neuen jüdischen Städte und Siedlungen eingetragen hatten.

Joschka hob den Kopf, als auch die drei Berlinerinnen den Raum betreten hatten. Der Reihe nach musterte er die Mädchen, dann sagte er: »Ihr fahrt noch heute nach Hause zurück und wartet dort, bis ihr Nachricht bekommt. Wir haben Plätze für euch in Dänemark.«

»Wieso Dänemark?«, rief Mira und funkelte ihren Bruder wütend an. »Was heißt da Dänemark? Wir wollen nach Palästina, nicht nach Dänemark.«

»Wir haben Plätze für euch in Dänemark und ihr solltet froh und glücklich sein«, erklärte Joschka mit unbewegtem Gesicht. »Reiß dich zusammen, Mira, ich will keine Widerworte hören.«

»Keine Widerworte«, höhnte Mira. »Du glaubst wohl, du könntest über mich bestimmen, nur weil du Madrich* geworden bist. Bilde dir ja nichts ein!«

Sie ballte die Hände zu Fäusten und hob sie vor die Brust, als wolle sie gleich auf ihren Bruder losgehen. Auch die anderen Mädchen machten finstere Gesichter und protestierten laut, sogar Estherke, die mausgraue, ziemlich kleine Dresdenerin, die sonst kaum den Mund aufmachte. Hannelore blieb still, obwohl auch sie nicht an Dänemark gedacht hatte, nur an Palästina, wohin ihre große Schwester Helene bereits vor drei Jahren gezogen war. Was sollte sie in Dänemark?

Joschka sah auf einmal gar nicht mehr so schön aus. Der Ärger verfinsterte sein Gesicht, sein Mund verzerrte sich und über seiner Nase bildete sich eine hässliche, senkrechte Falte. Er fauchte böse: »Ihr solltet froh sein, dass ihr aus diesem verdammten Land rauskommt! Ihr seid die Glücklichen, die Auserwählten.«

»Ich will aber nach Palästina«, sagte Mira wütend. Die anderen Mädchen nickten und strafften die Schultern, nur die Berlinerin mit dem Zopf nickte, als wäre ihr alles klar.

»Du tust, was man dir sagt«, fuhr Joschka seine Schwester an, noch immer mit diesem neuen, finsternen Gesicht. »Du fährst nach Dänemark, und wenn ich dich höchstpersönlich zum Bahnhof prügeln muss.«

Mira presste die Lippen zusammen und schwieg, aber man sah ihr an, dass sie nur widerwillig gehorchte.

»Packt eure Rucksäcke und beeilt euch, dann erreicht ihr noch den Nachmittagszug von Trebbin nach Berlin und auch die Anschlüsse nach Leipzig, Dresden und Bautzen. Ich habe dem Küchendienst Bescheid gesagt, dass man euch was zu